

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

„Ihr sagt, Ihr seid bereit. Und ich glaube es. Aber seid bereit zu Schlimmerem und nicht zu Besserem. Einmal nur kommt der Tod. Aber er ist verschieden. Einer wird im Kampf von der Kugel getroffen. Ein anderer muß in der Zwangsarbeit die Ketten schleppen und hinter vergitterten Fenstern eingeschlossen sterben. Ein anderer, verurteilt, muß allein sitzen und seine letzte Stunde erwarten. Ich kenne welche, die zehnmal dabongekommen sind, und solche, die beim erstenmal ergriffen wurden und an den Galgen kamen. Der gemeinsamen Sache ist das einerlei. Jeder Tod wird gezählt, und jeder Gefallene ist ihr gleich teuer wie der Mutter ihr gestorbenes Kind.“

„Aber dem einzelnen Menschen ist es nicht einerlei — doch kann sich niemand seinen Tod wählen. Im Kampfe fallen — ist leicht. Im Gefängnis auf den Tod warten — das ist anders. Da muß man alle Kraft in sich sammeln, um die gemeine Angst von sich fern zu halten; — denn bei dieser Angst werden Dich die Schufte fassen, werden Dich versuchen: werde ein Judas — und Du bleibst am Leben! Wir geben Dir dreißig Silberlinge — verrate die Deinen! . . .“

„Darum überlegt rechtzeitig und bereitet Euch vor. Viel Tapferkeit bedarf der Kämpfer, viel Seele. Mehr als im offenen Krieg vor den Kanonen, wo Hunderttausende sich schlagen und mit Leichen das Feld bedecken. Einer wird sagen: ich war im Krieg! Ich aber sage Euch, daß man in keinem Krieg so viel Mut bedarf wie bei uns in der Kampfgruppe. Und wenn einer wird sagen können: ich war in der Kampfgruppe, so wird das mehr bedeuten, als hätte er den ganzen japanischen Feldzug mitgemacht. Denn dort schossen nur Kanonen und Gewehre — aber auf uns zielt nicht nur die mörderische Waffe, sondern das unmenschliche Feldgericht und die Zwangsarbeit und der Galgen und die Verleumdung und der gemeine Verrat um Judaslohn.“

„Bei uns wird kein Eid abgelegt auf Gehorsam, Treue und Bewahrung des Geheimnisses. Kein Eid, und mag er beim Heiligsten geschworen sein, ist etwas wert, wenn der Mensch in seiner Seele das Versprechen nicht achtet. Aber von diesem Augenblick an soll jeder von Euch wissen und eingedenk sein, daß er jedem Befehl zu gehorchen hat. Wenn Ihr zum Militär genommen werdet, so gehorcht Ihr aus Angst vor den Ohrfeigen. Hier aber gehorche, weil es Deine Sache ist! Gehorche aus Vernunft und aus Liebe! Der hier (er wies auf Drawiec) ist Euer Führer. Er ist durch die Ältesten gewählt und von der Partei bestätigt. Was er befiehlt, das ist heilig: heißt er schlagen — so schlage; heißt er die Waffe abliefern — so liefere sie ab; heißt er Dich stillsitzen — so sitz ruhig! Heißt er sich in Gefahr begeben, — dann geh! Er ist kein Fremder, sondern einer, den Ihr kennt, unter Euren Augen habt, einer der unter Euch sitzt. Niemand hat das Recht, irgend etwas in Sachen des Kampfes zu befehlen, als er allein, oder durch ihn.“

„Ich habe nun alles gesagt, was nötig war. Das übrige mag Euch Euer eigener menschlicher Verstand und Euer Gewissen ergänzen.“

Folgt ihnen die Waffen an!“

In drei Körben befanden sich Waffen und Munition. Der Führer gab einem jeden je einen Browning, drei Magazine und hundert Patronen. Außerdem ein Futteral auf einem Riemen, Pulver, Öl und alles Nötige. Die Bauern stürzten sich auf die Waffen und drängten sich um die Körbe, als fürchteten sie, daß es zu wenig sein könnte. Sie betrachteten ergriffen das schwarze, grausige Gerät, und Drawiec befaß ihnen, sich Sonntag nachmittag am gleichen Ort zum Unterricht einzufinden.

„In weissen Paket dann auch nur eine Ladung fehlt, der wird bestraft, und für jede fehlende Ladung wird ihm die Waffe auf je einen Monat abgenommen. Also paßt auf!“

Auch Marek ergriff noch einmal das Wort wegen der Waffen:

„Schont die Waffen! Holtet sie sauber! Verwahrt sie

sicher und gut! Denn sie sind gekauft aus den Beiträgen armer Menschen, welche von ihrem Munde für die Waffen abgespart haben, oder für erbetenes Regierungsgeld, wofür manches Menschenleben darauf ging. Die Waffen schonen, das heißt, sie nur gegen den Feind gebrauchen. Wer aber in persönlicher Angelegenheit von ihr Gebrauch macht, um jemand totzuschlagen, aus Rache oder aus anderen Gründen, der schändet die revolutionäre Waffe, und darauf steht bei uns schwere Strafe. . . .“

Drawiec stieß einen von den Neuen mit der Faust in die Seite und wies ihn flüsternd zurecht:

„Kielza! Geht acht auf das, was der ältere Genosse spricht! Kannst ja später Deine Maschine besehen! Steht da, vergafft wie das Kind in ein Spielzeug auf dem Markt!“

Dann kehrten sie in Häufen den schmalen Waldweg zurück. Marek ging mitten unter den Bauern und plauderte mit ihnen bald von diesem, bald von jenem. Er fühlte sich wohl. Den Leuten lachten die Augen. Und ein heiteres Reden erhob sich und jene tief aus der Seele kommende gläubige, gute Erwartung.

Es gingen mit ihnen zusammen Gespenster und Schäften. Es verbarg sich, von Baum zu Baum huschend, die Angst. Dort irgendwo hinter ihnen schleifte auf der Erde die Sklaverei, die Verbannung ihre Ketten. . . . Aber vor ihnen ging die verführerische Hoffnung, schön wie der Sommertag. Und nur in ihr waren diese menschlichen Seelen verentt. . . .

Bald dehnt sich ihm die Zeit, bald schrumpft sie zusammen. Sehr merkwürdige Dinge geschehen mit der Zeit und mit dem Menschen. Es ist schwer, es zu ergründen. Aber in irgendeinem Augenblick steht plötzlich das ganze lange Leben deutlich da, als wäre es eine Minute. Dann kann sich diese vieljährige Zeit so zusammenziehen, daß es ihm scheint, er wäre gestern erst geboren worden.

Gestern erst muß es gewesen sein, daß er hinter dem Vieh herging und Prügel für den angerichteten Schaden erhielt. Gestern erst muß es gewesen sein, daß er geheiratet hat und auf seinem Hofe saß. Gestern war der Krieg. Gestern erst war er der Partei beigetreten, und gestern hatten sie ihm die Waffe in die Hand gegeben. Das alles hatte in dem einen Tag Platz. . . .

Bloß diese weißen Hände! Wie sind sie so glatt, zum Teufel, wie ausgerubt!

Und dann dehnt sich die Zeit wieder auseinander, zieht sich wie Bsch, ein Tag um den anderen, Monat um Monat. Ach, wie lange, wie lange ist es her! Damals hatte man gerade bei den Kartoffeln gearbeitet, und so um sechs Wochen herum sollte man anfangen umzugraben. Bloß bis zum Jahr reicht die Zeit nicht — sie reißt plötzlich ab. Auch das geschieht zuweilen. Ja, sie ist ganz abgerissen nach dem Bericht. Wann war denn dieses Gericht?

Vier Tage ist es her. Und es scheint, als wäre es irgendwo ganz weit, am Anfang der Welt. . . .

Höre, Wojtek — sag doch, Wojtek Kielza, unseliger Bauer, — was ist denn das, und was für ein Ding ist die menschliche Zeit? . . . Was bedeutet sie und dieses kurze menschliche Leben? Und was ist sie eigentlich, diese ganze weite Welt mit allen Menschen, Städten, Dörfern, fremden Ländern, Flüssen, Bergen, mit der Revolution, mit den Parteien und dem Sozialismus, mit diesem Land Polen und mit dem zarischen Regiment?

Meiner Kasja ist das alles, was es war. Warum aber scheint es mir, daß nichts mehr da ist als bloß diese enge Zelle mit den gefalteten Wänden, und von der ganzen übrigen Welt ist es ihr nur dieser eine Mensch da, der mit sich selbst spricht, selbst seufzt und alles das selbst hört?

Auf dem Korridor kommen und gehen Gendarmen, Soldaten, der Aufseher kann kommen, ein General, oder der Arzt. Man hört hinter dem Fenster menschlichen Lärm, das Singen der Soldaten, Trompeten und Trommeln — und in Wirklichkeit scheint es, daß es Schatten sind und nicht Menschen. Alles ist, wie wenn man schlief! Seltsam.

Diese stete Verwunderung quälte Wojtek Kielza, dies Nachdenken quälte ihn, das niemand mehr nützen konnte, auch ihm selbst nicht. Er fühlte in sich sonst die alte Kraft, nur im Kampf war alles völlig erschöpft. Die Augen fielen ihm

wie von selbst zu, der Schlaf überwältigte ihn; — so schlief er denn.

Er erhob sich am Morgen, trank seinen Tee, aß die Semmel, ging ans Fenster und sah eine Weile hinaus. Sah, was er immer sah: eine Mauer ohne Fenster, und begann nachzudenken. Er dachte, seufzte einige Male und legte sich schlafen. Dann wurde zum „Spaziergang“ geweckt. Er ging, kam zurück und schlief wieder. Man brachte das Mittagbrot, er aß und schlief wieder.

Nach jedem Erwachen kehrte immer der gleiche Gedanke zurück: warum ist das so, und was bedeutet es?

Oder er erinnerte sich, was er geträumt hatte und dachte darüber nach. Einmal träumte ihm, fremde Kühe seien in sein Feld eingebrochen, zerstörten, fraßen und traten Kartoffel, Alee und Korn nieder. Viele Kühe ohne Aufsicht. Er steht auf seinem Hof hinter dem Zaun und sieht es. Er will hinausstürzen, aber die Füße sind ihm in die Erde gewachsen, die Hände an den Seiten erfarrt; nicht einmal schreien kann er, denn etwas würgt ihn und hält ihn fest. Er macht die heftigsten Anstrengungen, um vom Fleck zu kommen, so daß ihn der Schweiß übergießt und ihm Tränen entströmen über den entsetzlichen Schaden. Neben ihm steht sein Hund und duldet es. Er steht da, zittert und winselt nur vor Anstrengung, denn auch ihn hat es gefesselt. So quälen sie sich gemeinsam, und inzwischen treten die Kühe alles nieder und fressen unaufhörlich, und immer werden ihrer mehr, als würden sie zusehends falben...

Ein anderes Mal träumt er vom Gericht. Alle sprechen, er aber versteht nichts. Sein Advokat redet, Offiziere, Wächter, irgendwelche Zeugen zeigen auf ihn mit dem Finger. Weit im Saal sitzt die Bäuerin und weint. Alles geht vor sich wie bei Gericht. Hinter der Umgitterung sitzt neben ihm Tatarek, Gruchala, der Schmied Strychowski, Mathjewicz mit der noch nicht geheilten Wunde an der Hand und dieser unschuldige Mysiak, der herrschaftliche Heger. Alle, als würden sie leben — und es geht zu wie in Wirklichkeit.

Da öffnet sich in der Wand die Stelle, wo das Zarenbild über den Richtern hängt. Eine Tür geht dort auf, und ein Soldat steht da im Mantel, ohne Mütze und Waffen: er hat ein rotes Loch über dem linken Auge, und das halbe Gesicht ist blutüberströmt. Auch unterhalb des Gürtels auf dem Mantel ist ein blutiger Fleck. Er erkennt ihn. Es ist derselbe, auf den er zweimal geschossen hatte, und der auf den zweiten Schuß gefallen war. Im Gerichtssaal sind noch mehr Soldaten, nur dieser fehlt. Er scheint also tot zu sein. Der Soldat steht da, unbeweglich, wie gemalt.

Was starrst du so, denkt Kielza, du hast geschossen, und ich habe geschossen. Mein Glück, daß du nicht triffst. Dein Schaden, daß ich dazu stürzte. Was willst du von mir? Willst du gegen mich zeugen? Sprich! Mir ist auch so der Tod sicher.

Doch der Soldat schweigt. Steht nur da. Was will er? fragt er leise den dicht neben ihm sitzenden Tatarek. — Werä — So sieh doch hin! Der Soldat da an der Wand! — Aber auf der Wand ist jetzt das ganze Kirchdorf Serbienice zu sehen: der Teich, die Hütten, Gänse am Teich, die Bäume in den Obstgärten, und auf dem Himmel ziehen Wolken. Ganz im Vordergrund steht mit der Hacke in der Hand der Führer der Serbienicer Kampfgruppe, Drawic; — er scheint zum Kartoffelgraben zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Frau.

Von Emil Unger.

Es ist schon lange her, daß ich verheiratet war. Als ich sie kennen lernte, zählte ich sieben Jahre. Sie hatte bis dahin fünfmal die Kirichen reifen sehen. Wir fanden uns im Garten ihres Onkels, eines begüterten Baumeisters, bei dem sie zu Besuch war. Sie hieß Jeannette, wurde aber durchweg Schanettl genannt. Ein dralles, hübsches Mädel, von prächtigem Eigensinn und ungebändigter Wildheit. Schanettl kletterte wie ein Eichhörnchen, lief wie ein Biemel und konnte turnen und tanzen, daß es eine Lust war, ihr zuzusehen. Ihre Eltern wohnten im Ober-Etsch, und es war köstlich, wenn das kleine Mäulchen in unverfälschten elässer Drauflos schwadronierte. Dabei war sie tyrannisch und fühlte sich zum Herrschen geboren. Vom Onkel herab bis zu dem braunen Dadel mußte ihr alles untertan sein — und war es auch. Schanettl herrschte mit der Willkür eines asiatischen Despoten. Ihre Spickameraden hielten nicht lange bei ihr aus, alle Tage hatte sie neue, die sich jedesmal

bald wieder zurückzogen. — Bis sie mich erspähte, über den Garten hinweg, als ich am offenen Fenster lag. Es war an einem Sonntag-nachmittag im Hochsommer und drückend heiß.

„Witt Du mit mir spiele?“ rief sie mit ihrem hellen energischen Stimmchen. Natürlich war ich gleich dabei, selbst auf die Gefahr hin, bei meinen Altersgenossen meinen Ruf als „Mädel-schmeder“ noch zu befestigen. (Der von uns Vuben nämlich sich viel mit Mädels abgab, wurde „Mädelschmeder“ genannt, während umgekehrt die Mädels, die öfter im Spiel mit Vuben gesehen wurden, als „Vubenschmeder“ verrufen waren.) Doch die Aussicht, in dem schönen schattigen Obstgarten den Nachmittag verleben zu können, war zu verlockend. Schanettl öffnete das Gittertor und ließ mich eintreten. Sie hatte ein blendend weißes Mullkleidchen an mit einer dunkelblauen Schärpe, und auch in ihrem langen, schön gewellten Haar war ein Bündchen von gleicher Farbe eingeflochten. Mit ihrem frischgeröteten Gesicht und ihren lachenden rehbraunen Augen sah sie liebreizend aus. Der Dadel umkreiste mich mit scheelen Blicken und verdächtigem Knurren — wir waren alte, wenn auch nicht gerade liebe Bekannte.

„Du halt'sch Din Müll, heßch verstande, Raib, wietiger!“ herrschte die kleine Kommandeuse ihn an und zwar in einem Tone, daß der Köter geduckt und schon sich seitwärts in die Büsche schlug. Unter dem dichten Laubdach eines dickstämmigen Apfelbaumes hatte sie auf einem Gartentische ihre Küche aufgeschlagen. Dorthin schob sie mich.

„Mir spiele jetzt Hochzeit,“ sagte sie dann, „ich bin d' Hochzitterer und Du d'r Hochzitter.“ Das klang selbstverständlich, als ob sie nie in ihrem Leben auf Widerspruch gestoßen wäre. Ueberhaupt schien sie mich nur als willenloses Objekt ihrer Launen zu betrachten und erwartete scheinbar auch keine selbständige Regung von meiner Seite. Zum Sprechen kam ich vorerst gar nicht, was zu sagen war, sagte meine Braut schon selbst. Sie brach einen Apfelzweig ab und formte ein Kränzchen daraus, an das sie anstatt eines Schleiers ihr Taschentüchlein befestigte. Dann setzte sie den grünen Schmuck mit Grazie auf das Haar und sah mich stolz an.

„Gel, das Kränz'l steht mir güel?“ rief sie und spiegelte sich in einem blanken Zinntellerchen. Es stand ihr wirklich allerliebste, doch, war es Trost oder Kerger, irgend etwas bäumte sich in mir auf gegen ihr anmaßendes Gebaren, und so sagte ich ziemlich wegwerfend:

„Garnit steht's!“

Es wirkte. Für einen Moment schien Schanettl ganz perplex zu sein — die unerwartete Regung meiner Selbständigkeit und das abfällige Urteil hatte sie außer Fassung gebracht. Sie erholte sich aber schnell, und ihre Augen lachten gar nicht mehr. Sie funkelten mich wild an, wobei ihre Händchen sich kampfeslustig ballten. Sie schien nicht übel Lust zu haben, sich auf mich zu stürzen und mich zum Garten hinauszuprügeln.

So standen wir uns einige Sekunden gegenüber, einander abwartend in die Augen sehend, bis sie sich brüsk abwendete und mit unfäglicher Verachtung sagte:

„Das verstehtst Du jo nit, Du Kneedes, Du dummer!“ Damit schlugte sie für dieses Mal ihren Groll hinab. Nach einer Weile heiterte sich ihr Gesicht wieder auf.

„Komm, Emil“, meinte sie ganz freundlich, „mir welle weiterspiele.“ Sie brach noch ein Zweiglein ab und steckte es mir ins Knopfloch an die Brust. Außerdem gab sie mir eins von ihren Jahrmärtsringlein mit bunten Steinen, die sie an ihren Fingern trug.

„Wenn mir vor'm Altar stehen, dann müsse mir d' Ringle wechsle, Du müßch mir Deine gebe und ich gib Dir meine“, belehrte sie mich, als wir gravitatisch Arm in Arm durch den Garten schritten. In einer Ecke stand eine alte, mit Moos bewachsene Steinbank, vor der wir niederknieten. Mädel, der Hund, setzte sich daneben und schnitt ein mordsdummes Gesicht.

„So“, sagte Schanettl mit wichtiger Miene, als sie ihr Kleid geordnet hatte, „ich müßch Dich jetzt fröje, ob Du mich hierate witt und dann müßsch Du ja sage, aber ganz lüt.“ Und dann fragte sie sehr ernst:

„Witt Du mich hierate?“

„Ja!“ schrie ich laut und deutlich. Ihre Stimme klang feierlich, als sie weiter fragte:

„Für immer, bis mir sterbe?“

„Ja!“ widerholte ich, mit ganzem Stimmaufwand und richtete dann die schicksalschwere Frage an meine Hochzeitlerin:

„Witt Du mich hierate, Schanettl?“

„Ja,“ sagte sie leise, sie hauchte es kaum. Ich nahm an, das müsse so sein und sie habe wohl schon mehr Trauungen beigewohnt, was bei mir nicht der Fall war. Ich fragte also weiter: „Für immer, bis mir sterbe?“

„Ja,“ klappte die Kleine an meiner Seite schämig. Wir tauschten nun die Ringe aus und der Trauakt war damit beendigt. Arm in Arm gingen wir weiter zurück, und Mädel, der dem historischen Moment als Trauzenbeigewohnt hatte, trottelte gleichmütig hinterdrein. Meine neue Frau lehrte jetzt schon wieder ihre resolute Seite heraus:

„Jetzt esse mir z' Mittag und dann fahre mir uff Paris.“

Ich war einverstanden damit und so setzten wir uns am Tische nieder.

„Zuerst gib's Eierluche,“ meinte meine kleine Gattin und schob mir auf einem Zinntellerchen einen aus feuchtem Sand ge-

formten Kuchen hin. Soweit wäre nun alles recht und nett gewesen und die Flitterzeit wäre wohl ganz gut verlaufen, wenn nicht Schanett's gekränkte Eitelkeit wieder erwacht wäre:

„Wie kannst Du denn sage, 's Kränz'l steht mir nit?“ plagte sie mit einem Male heraus und sah mich lauernd von der Seite an. Darauf war ich allerdings nicht gefast, es stellte zweifellos eine infame Ueberrumpelung dar und so knurrte ich ärgerlich:

„Jetzt eh ich z'Mittag!“

„Sapristi!“ fuhr sie auf, ihre Augen sprühten zornige Blitze, „kannst Du Dinners Frau keine Antwort gebe?“

„Nä!“ schrie ich erobert, um meine Autorität als Ehemann zu wahren, und weil ich einmal bei meinem Schuster in der Nebengasse gesehen hatte, wie der bei einem häuslichen Streit seine Frau mit Eierkuchen bombardierte, wies ich auf den Sandkuchen vor mir und brüllte:

„Soll das vielleicht e Eierkuche sein? Den kannst Du selber esse!“ — Im nächsten Augenblick hatte ich ihr das Tellerchen mit dem „Kuchen“ an den Kopf geworfen. Der nasse Sand riefelte über ihr Haar und über das weiße Kleid, so daß sie sich schüttelte wie Mädel, wenn er aus dem Wasser kam. Sie stand da wie versteinert, es schien als wollte sie weinen. Die Neue ob meiner unschönen Tat froh mir schon die Kehle heraus, und ich war bereits im Begriff, Abbitte zu leisten, als sie mit geballten Fäustchen auf mich losstürzte und einhieb. Sie war so stink und behende, daß ich mich ihrer kaum erwehren konnte. Als ihr dann auch noch Mädel zu Hilfe kam und die längst ersehnte Gelegenheit wahrnehmen und seine Zähne in meine Waden graben wollte, hielt ich es für das Klügste, den Kampfplatz schleunigst zu verlassen. Mit langen Sägen eilte ich der Gartentür zu und kam glücklich hinaus, ehe der wütende Rötter mich eingeholt hatte. Er lästete in heller Wut, daß sich seine Stimme überschlug und flog wie ein Gummiball am Gitter hin und her. Drinnen aber stand meine angetraute Frau und lachte hämisch und frohlockend. Sie legte die Hände auf den Rücken und beugte sich vor, indem sie ihr Zünglein recht weit herausstreckte:

„A—ä—ä—ä!“

Da machte ich ihr eine doppelt lange Nase und ahmte sie nach; „Vä—ä—ä—ä!“ Dann warf ich den Blechring in den Garten und eilte nach Hause. So vollzog sich unsere Scheidung. Es war meine erste und letzte Frau — ich habe nie wieder geheiratet!“

Kindersprache und Gedicht- sprache.

Von Karl Röttger.

(Schluß.)

Genau wie nun die Pädagogen die Kinder verpflichten wollten, das Deutsch der Schulstunden und der Schulbücher nach zu nehmen, so haben auch immer wieder die Reumutweisen der Aesthetik den Künstler verpflichten wollen, fleißig Vorbilder zu studieren und nachzuahmen in seiner Kunst. — Besonders die „Jungen“ natürlich. Als ob je ein Mensch durch Vorbilder studieren und nachzuahmen zu — sich selbst gekommen wäre. In Wirklichkeit muß jeder Dichter bei sich immer von vorn anfangen und alle Entwicklungsstadien und -stadien durchmachen. Natürlich muß auch er „leben“ und essen, natürlich kann auch ihn das Annehmen von Kunst befruchten. Was er aber an Erlebnissen in sich hat, und was davon heraus will aus ihm, das schafft seine Form selbst, wenn er eben ein echter Dichter ist. Jedes Erlebnis hat seine Tendenz, seine Form zu schaffen. Nur folgen eben so viele Menschen nicht dieser Tendenz, sie sind vorm Werden des Werks nicht demütig genug, sie wollen in eine vorherige Form das Erlebnis pressen. Das Kind hat die Tendenz zum Eigenschaftlichen wohl am ursprünglichsten. Der Künstler kann sie in der ursprünglichsten Weise wiederbekommen, durch Vertiefung. Durch ein Klarwerden über die Bedingungen und das Wesen seines Dichterseins. Ein Kind, das ein Haus im Sand baut, ein Bild „malt“, in Plastilina knetet, oder einen Vorgang erzählt, schafft etwas Gesetzmäßiges, etwas, das in sich stimmt. So ist's jedenfalls beim unverbildeten Kind. Und diese Unschuld, die manches Kind eben noch hat, muß der Dichter wiederzubekommen suchen.

Wo ist nun Kindersprache zu finden, daß man sich orientieren kann? Wo Kinder in der Nähe sind, kann man sich immer orientieren. Man müßte nur hören lernen, wie Kinder, abseits von Schule und Schulbetrieb, zu sprechen gewöhnt sind. Müßte unaufdringlich, leise, geheim zuhören lernen. Freilich, Kinder, die schon jahrelangen Unterricht in „deutscher Sprache“ genossen haben, werden oft kaum noch rein ihre Kindersprache sprechen. Am besten also man sucht Kindersprache von sechs- und siebenjährigen zu Gehör zu bekommen. Solche Kindersprache ist gesammelt und nachgeschrieben worden. Filo Schwerdt, der sein Lehrersein und dessen innerliche Konflikte in seinem Buch „Der Schullehrer von Schönbendorf“ beschrieben hat, hat in dem Buch auch sehr wertvolle Proben der Kindersprache gesammelt. — Man müßte sie ganz unvoreingenommen und laut lesen, um zu ihrem Wesen zu kommen. Ich will gleichwohl ein Stück noch hierher setzen.

Es war einmal ein kleines Mädchen und ein Knabe. Das Mädchen war acht Jahre alt und der Knabe war neun Jahre alt.

Sie hatten keine Eltern mehr. Da gingen sie fort. Und sie kamen in einen Wald. Da sagte das Mädchen zu dem Knaben: Wir wollen uns eine Hütte bauen. Und darin wollen wir beide wohnen. Und da sprach der Knabe, mich hungert. Da sprach das Mädchen, mich hungert auch. Da gingen sie in den Wald und wollten Kaninchen haschen. Der Knabe fing am ersten eins und das Mädchen hatte noch keins. Und als sie wieder nach ihrer Hütte gingen, da rannte ein Eichhörnchen immer vor ihnen her und es ging in die Hütte mit dem Mädchen hinein und brachte Haselnüsse mit aus dem Wald. Und sie aßen sie für den Hunger. Da gingen sie ins nächste Dorf und verkauften die Kaninchen und kriegten Geld dafür. Für das Geld kaufte sich der Knabe eine Pudelmütze und das Mädchen kaufte sich Handschuhe, und sie gingen in die weite Welt hinein und kamen nicht. In der Zeitschrift „Die Brücke“ hat ein Lehrer einen Aufsatz veröffentlicht „Dichtertum im Kinde“, in dem ähnliche Gedankengänge gegangen werden. Das Wertwürdigste darin waren Arbeiten, Gedichte, von Kindern, die in der Schule des Verfassers ganz spontan entstanden waren, ohne Aufforderung, einfach, indem der Verfasser den Kindern Raum zum Eigenschaftlichen ließ. Die Stücke zeigten ja manchmal die Einflüsse der Schulsprache, waren aber zum Teil so ursprünglich, daß ich ein paar Stücke hierhersetze:

Der Sommer.

Wie die Blumen so bunt sind
Und der Bach so klar.
Wie die Vögel so zwitschern
Und die Sonne so strahl.
Wie der Wind so säufelt,
Wie die Blume sich bäut,
Wie das Korn sich bewegt vor dem Wind. —

O wundervoller Spätherbst!
Deine goldnen Blätter sinken
Hinab zum Boden dort.
Die Äste rauschen leise
Und mit stiller Weise
Zieh'n sie zum weichen Moos.
Du goldene Sonne wundervoll,
Dein blühendes Angesicht leuchtet.

Welch ein Rhythmus in dem Gedicht „Der Sommer“. — Nun bitte ich, diese Zeile langsam zu lesen:

„Nächte so voll Glanz auf schwarzen Dingen“

Es ist die erste Zeile aus einem Gedicht des Charon. Ich setze sie hierher, um zu zeigen, daß das Kind ähnlich anschaut und spricht. Ich meine nicht, daß es etwa dieselbe Wortfolge finden würde, sondern daß es das Wesen der Nacht erfassend anschaut und staunt. Die Worte, die es für dies Erlebnis finden könnte, wären wohl sehr anders, wären eben Kinderworte, aber im Geistig-Seelischen wärs wohl meist ähnlich: Mondglanz, Nacht, schwarze Dinge.

Es kommen schon allmählich Dichter herauf, die ein Wesentliches haben, um auf Kinder wirken zu können. Die so wesentlich echt, natürlich schreiben, daß eine Brücke zum Kinde gegeben ist. Diese Brücke haben eben die meisten „Kinderdichter“ bislang (bis auf ganz wenige Ausnahmen) nicht gefunden, da sie zu Zwecken, Zielen und Absichten schrieben, meist moralischen oder lehrhaften. Ein Referent dieser Zeitung hat seinerzeit die „Märchen“ von Berena zur Linde an dieser Stelle als ein solches Buch gewürdigt, das dem Kindergeiste und der Kindersprache nahe sei, ohne leutselige Herablassung zum Kinde, aus Kinderanschauung und wahrhaft kindhaftem Wesen heraus geschrieben. Ich muß mir des Raumes halber versagen, ein Stück des Buches herzusetzen, um das zu beweisen. Aber ein paar ihrer kleinen Kindergedichte, die in einem Buch gesammelt erscheinen sollen, kann ich hersetzen:

Mahle mahle, Mühle,
Den Kaffee fein,
Und die Bohnen groß und klein,
Geh ich dir ins Mäulchen ein,
Und ich nehm dich bei der Hand,
Fahr mit dir durchs ganze Land,
Mahle mahle, Mühle,
Den Kaffee fein.

Bauernmadl mit die langen Zöhl,
Bauernmadl mit die kurzen Röck
Darf am Sonntag tanzen gehn
Und sich wie 'ne Spindel drehn.
Bauernmadl ist nicht dumm,
Dreht sich mitten im Kreis herum
Und das blaue Röcklein fliegt,
Daß man auch die Strümpfe sieht,
Und die Schüh waren wie lackiert,
Sie hat sie mit Schweineschmalz geschmiert.

Hinter dem allen tut sich noch eine Perspektive auf: die Frage nach der Gestalt und der Form des Gedichts überhaupt. Was ist Form, Gestalt des Gedichts überhaupt? Wir wollen das alles im Zusammenhang mit dem bedenken, was wir in den letzten Jahrzehnten und Jahren als neue Lyrik erlebt haben. Ist der wahrhafte Dichter in Wahrheit der gegebene Sprachkörper, so kann es nur ein Gesetz des Schaffens geben. Das des Dichters, und das ist auch das Gesetz des sprachschaffenden Kindes, mit dem Unterschied, daß

der Erwachsene kein Kind mehr ist, bei ihm also als Folge seines Erwachsenseins das Bewußtsein da ist, das er doch beim Schaffen nicht ganz ansichthalten kann. Aber die Unschuld braucht er auf alle Fälle. Die Unschuld, die es für sündhaft hält, aus einer Literatur heraus zu dichten und dadurch neue „Literatur“ zu schaffen. Dergeleichen haben wir genug. Was wir immer brauchen ist Menschenwert, ist: was mit Blut und Seele geschrieben ist.

Wo aber einer mit Blut und Seele dichtet, kann er nicht mehr in übernommenen Formen dichten, muß er letztlich seine Form, seinen Stil, finden. — Diese Form, dieser Stil kann jeweils nur aus dem Erlebnis selber folgen, daraus, daß der Dichter seine Worte sagt in engerer Fühlung mit dem Objekt. Dann kommen all die leichten Schwankungen und Vibrationen auch in sein Gedicht, die das Erlebnis, die das Geschaute selbst umzittern. — Es sei mir gestattet, das an ein paar Gedichten zu zeigen:

„Alter Baum,
Du hängst deine Aeste zum Wasser —
Ist dir der Himmel zu hoch?
Alter Baum, nun ist's Herbst, und der Himmel im Wasser
Liegt immer noch unter dir —
Alter Baum,
So schütte dein Laub in den Himmel —
Stehe nackt im Winter an des Wassers Rand . . .
Wenn der Frühling kommt und der Sturm dich fällt —
Fällst du vornüber; warum schwindest du nun und sinkst
nicht: tief in den Himmel?
(Otto zur Linde.)

Das ist hier nun ein Versinken, ein Sicheinfühlen ins „Objekt“, daß auch das feinste Schwanken des Baumes ins Gedicht übergegangen zu sein scheint. Natürlich hat jeder Dichter seine Art der Formgebung.

Oder ein Gedicht, das im Stil wie ein ganz einfaches schlichtes Sprechen erscheint, und doch voll innerlichen Lebens ist:

„Ich habe in der weiten Gotteswelt
Einen Menschen lieb,
Und weiß doch nicht, wen.
Und wenn ich durch's Leben gehend
Die Menschen alle sehe,
Fragen meine Augen wohl jeden.
Aber ich finde ihn nicht,
Und hab' ihn doch lieb zum Sterben,
Und bin doch so müde vom vielen Suchen,
Müde zum Sterben.“
(Franziska Otto.)

Das soll nun keineswegs heißen, daß nur der sogenannte „freie“ Vers noch möglich sei, aber auch die metrisch erscheinende Strophe soll ihre Form „von innen heraus“, aus dem Erlebnis gewonnen haben.

Um es noch einmal zu sagen: der Dichter steht wie das Kind immer wieder den Urproblemen gegenüber. Er fängt immer von vorn an, wie jeder Baum, jede Blume immer wieder von vorn anfangen muß, denn alles Blühen aller Jahrtausende hat ihr doch nichts genutzt, sie muß das alles für sich noch einmal tun. — Das ist das einigende Band: daß die Sprache beim Dichter und (unverbildeten) Kind von Innen fließt, nicht übernommen wird.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Die Durchtunnelung des Kaukasus. Mit dem Plan eines großen Eisenbahntunnels mitten durch den Kaukasus scheint es ernst zu werden. Benigstens wiederholen sich die Ausführungen über dies Projekt in den russischen Veröffentlichungen. Das Bedürfnis ist freilich auch ein sehr großes. Die russischen Gebiete diesseits und jenseits des Kaukasus sind nur durch eine Eisenbahnlinie verbunden, die an der Westküste des Kaspischen Meeres entlang führt. Auf diesem Weg wird der Petroleumbezirk von Baku direkt erreicht. Dagegen ist ein enormer Umweg nötig, um nach der Hauptstadt Tiflis zu gelangen. Diese Stadt liegt südlich vom Kaukasus, wo dies gewaltige Scheridegebirge im Kasbekmassiv seine höchste zentrale Anschwellung besitzt. Wladitawlas, der Hauptort auf der Nordseite, befindet sich gerade gegenüber, so daß zwischen beiden Plätzen in der Luftlinie nur eine Entfernung von kaum 150 Kilometern ist. Um aber mit der Eisenbahn von Wladitawlas nach Tiflis zu fahren muß man mehr als 1000 Kilometer Bahnstrecke zurücklegen. Dadurch kennzeichnet sich ohne weiteres die Bedeutung des Plans einer Ueberquerung des Kaukasus durch eine Eisenbahn. Die geographischen Verhältnisse liegen dafür auch einigermassen günstig, denn gerade östlich von dem mehr als 5000 Meter aufragenden Bergstod des Kasbek bricht das Tal des Terel von Süden her durch die ganze Breite des Gebirges durch. Von diesem Tal führt der 2370 Meter hohe Kreuzpaß in das des Arugwa, der etwas oberhalb Tiflis in den Aruxa mündet. Die Passstraße ist aber immer noch zu kurz und zu steil, um den Bau einer Eisenbahn etwa nach Art der Brennerbahn zu ermöglichen, sondern setzt die Anlage eines Tunnels voraus, und zwar würde dieser nach den bestehenden Absichten der längste der Erde werden und mit 26½

Kilometern den Simplontunnel noch erheblich übertreffen. Dafür würde die Eisenbahn auch nur bis 1310 bzw. 1420 Meter aufzustiegen brauchen. Immerhin liegt Wladitawlas nur 715, Tiflis sogar nur 453 Meter über dem Meer. Abgesehen von der Länge des Tunnels, sehen Ingenieure und Geologen keine besonderen Schwierigkeiten für eine Herstellung voraus.

Völkerrunde.

Das Männerkindbett der Chinesen. In einem in der Berliner Medizinischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag wies Herr Dr. Wolff auf einen sehr merkwürdigen Geburtsgebrauch hin, der allerdings nur bei einigen im Innern von China wohnenden, von aller Kultur abgeschlossenen Ständen verbreitet ist. Das ist das sogenannte Männerkindbett. Wenn eine Frau niederkommt, so muß sich der Ehemann in einen dunklen Raum zurückziehen. Er legt sich sofort nieder. Hat die Frau geboren, so wird das Kind zum Manne ins Bett gelegt, die Frau steht wieder auf und der Mann, der sich nun so jämmerlich anstellt und gebärden muß, als ob er das Kind bekommen habe, bleibt 40 Tage im Bett liegen. Während dessen arbeitet die Frau und kocht dem Manne seine Lieblings Speisen. Dieses Männerkindbett ist nicht nur bei den Urvölkern Chinas, sondern auch bei vielen anderen Volksstämmen, z. B. bei den Dravidas in Indien, den Karabai in Südamerika und noch vor 50 Jahren bei den Vasken der Pyrenäen in Gebrauch gewesen. Die Ethnologen nehmen an, daß dieses Männerkindbett ein Ueberbleibsel des uralten Matriarchats, also der Mutterfamilie ist, in der der Mittelpunkt und Repräsentant der Familie nicht der Vater, sondern die Mutter ist. Während in den Zeiten des Matriarchats die Beziehung der Kinder zum Vater nicht weiter entwickelt werden, sei diese Sitte eingeführt worden, um beim Uebergang zum Vaterrecht die Männer in ihrer Rolle als Vater zu befestigen. Diese Sitte sei also der Anstoß dazu gewesen, daß jedes Kind seinen eigenen Vater bekommen habe und dadurch die vaterrechtliche Familie geschaffen worden sei.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Wachs- und Fettgewinnung aus Pflanzenabfällen. Eine neue Erfindung von weittragender Bedeutung ist dem Siegener Privatdozenten Dr. Thomae gelungen. Es handelt sich um die Gewinnung von Wachs und Fett aus vegetabilischen und tierischen Stoffen. Die Versuche im Laboratorium haben außerordentlich günstige Ergebnisse zu verzeichnen; sie sollen nun im Großbetrieb erprobt werden.

Die Erfindung stützt sich auf die Tatsache, daß alle Vegetabilien mit einer Oberhaut, der sogenannten Epidermis, versehen sind, die die darunter liegenden Gewebe vor dem Austrocknen schützt. Die Wasserundurchlässigkeit dieser Oberhaut wird durch einen gewissen Gehalt an Pflanzenwachs bedingt. Auch die Pflanzenfarbstoffe, z. B. das Chlorophyll (Blattgrün) und die Blütenfarbstoffe sind, wie man schon lange weiß, in Wachs eingebettet. Sogar die einzelnen Zellen eines jeden Organismus sollen nach Ansicht mancher Forscher — und die Untersuchungen Dr. Thomae's bestätigen das — in ihren Wandungen Spuren von Fett enthalten. Wenn auch dieser Fettgehalt gering ist, so bildet er doch in seiner Gesamtheit eine Riesmenge. Es handelt sich bei den Versuchen Dr. Thomae's aber nicht um die besonders fett- und ölreichen Pflanzen wie Oliven, Rüsse, Mandeln, Kokosnüsse usw., sondern nur um fettarme, wie z. B. Gras, Laub, Stroh usw.

Seither war die Gewinnung der Fette aus den fettarmen Pflanzen nach den gebräuchlichen Methoden in technisch befriedigender Weise nicht durchzuführen. Anders liegen aber die Verhältnisse bei der neuen Methode. Die Pflanzenteile werden im luftleeren oder luftverdünnten Raum (Vakuumexhikation) erhitzt, was sowohl mit frischem als auch getrocknetem Material vorgenommen werden kann und nur geringe Kosten verursacht. Hierbei wird das Wachs ausgeschmolzen und destilliert. Die Versuche haben sich seither auf Apfelschalen, Traubenschalen, die Fruchthäute der Apfelsinen, Blütenblätter, Tannennadeln, grünes und verdorrenes Laub, auf Gemüseblätter, Heu und Stroh erstreckt. Dr. Thomae hat dabei mit einem Schmelzpunkt von 60 Grad gelbliches oder weißes Wachs erhalten, das keiner besonderen Reinigung mehr bedurfte. Aus verdorrem, luftgetrocknetem Eichenlaub hat Dr. Thomae ungefähr 2½ Proz. Wachs erhalten, und darnach liefert ein Zentner rund ein Kilo Wachs, das gegenwärtig mit 4 M. bezahlt wird.

Bedeutungsvoll ist, daß die Rückstände der Vakuumdestillation zu allen Zwecken wie in nicht entfettetem Zustand verwendet werden können. Nach der Entziehung des Waxes können die Rückstände sogar nicht nur leichter zerkleinert werden, sondern sie gehen auch viel rascher in Säulnis über. Der erste Fall ist deswegen von Wichtigkeit, weil die Rückstände ein vorzügliches Brennmaterial liefern und ohne Schwierigkeit zu Briquets verarbeitet werden können. Das Verfahren wird für eine städtische Verwaltung von großer Wichtigkeit sein, denn sie ist in der Lage, Ab- und Anfälle, die seither nicht nutzbringend zu verwenden waren, in gewinnbringender Weise auszunutzen. In ähnlicher Weise sind auch aus tierischen Abfällen, z. B. Haaren, Häuten von Eichenschalen usw., Fette zu gewinnen. Wahrscheinlich werden sich auch die in den Fäkalien und dem Schlamm der Kläranlagen enthaltenen großen Mengen Fett durch Vakuumdestillationen gewinnen lassen.